

**BÜCHERGILDE**  
unterwegs

Die Reise-Reihe  
gegen Fernweh  
Herausgegeben und  
mit einem Vorwort  
von Julia Finkernagel

**Joseph Roth**

**Reisen in die Ukraine  
und nach Russland**

Herausgegeben und mit einem Nachwort  
von Jan Bürger

Büchergilde Gutenberg

## Vorwort

von Julia Finkernagel

Was machst du in diesem Herbst? Ich fahre nach Russland und in die Ukraine! Allein? Mit Joseph Roth. Nach Lemberg wollen wir. Und Leningrad. Über die Wolga schippern, bis ans Kaspische Meer. Kurze Stippvisiten im Kaukasus und in Weißrussland.

Der Journalist und Schriftsteller Joseph Roth gibt mir den Reiseleiter. Mit seiner akribischen Aufmerksamkeit und einer äußerst unterhaltsamen Mischung aus Poesie und Ironie wird er mir sein Russland jenseits der touristischen Metropolen Moskau oder St. Petersburg ans Herz legen. Roth ist in Ostgalizien (damals noch Österreich-Ungarn) auf dem Gebiet der heutigen Ukraine geboren, er hat das Shtetl noch erlebt. In seinem Schlepptau wird für mich das Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg und der Russischen Revolution lebendig. Wunderbar vielfältig, schmutzig, erschreckend aktuell – und dann und wann recht schmerzhaft.

Mal reicht er ein Fernglas, mal die Lupe. Richtet den Blick auf das, was sonst verborgen bliebe. Mein Reiseleiter hat so viel erlebt und gelesen, er weiß von allem mehr als ich: über Politik, Literatur, den Ersten Weltkrieg. Das Verharren einer Gesell-

Lizenz Ausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
Mit freundlicher Genehmigung  
des Verlags C.H. Beck oHG München  
© Verlag C.H. Beck München 2015

Für diese Ausgabe: © Büchergilde Gutenberg 2020  
Einbandgestaltung: Clara Scheffler  
unter Verwendung des Motivs *Postcard printed in Russia*  
*shows St. Petersburg Admiralty Embankment. 1st Dec, 2009. Russia 1917*

© Igor Golowniov / ZUMA Wire /  
ZUMAPRESS.com / Alamy Live News (Ausschnitt)

Druck und Bindung: CPI books, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7632-7198-6

schaft im Zustand des Übergangs, der auch gegenwärtig wieder aktuell ist.

An Bord des Wolga-Dampfers folge ich ihm durch die den verschiedenen Klassen vorbehaltenen Abteile und erfahre, was die Revolution bewirkt hat, auch wenn es nach außen hin so scheint wie zuvor: arme Leute unten, reiche Leute oben. Aber die Klassenerosion findet in den Menschen statt. Solches sichtbar zu machen ist Joseph Roths Kernkompetenz. Er ist mein Guide in das Innere einer Nation, ihrer Volksseele und Mentalität. So schippern wir nicht nur durch Steppenlandschaften und russische Weiten hinunter zum Kaspischen Meer, sondern auch durch die Gemüter der Bauern, der Jungkommunisten, der Händler, sogar durch die der Fliegen. Und selbst Zollware bekommt von ihm Leben eingehaucht.

In Moskau schmunzeln wir zwar über die Rückständigkeit vermeintlich neuer Trends, doch ich lerne, warum die Nostalgie hier anders schmeckt als in Paris. In Lemberg (dem heutigen Lwiw) starre ich entsetzt einem Trauerzug von Kriegsversehrten hinterher und begreife neben der äußeren Versehrtheit auch die innere. Roths Zerknirschtheit über den Zustand der Welt ist allgegenwärtig, und natürlich bekomme ich auf solch einer facettenreichen Reise auch seine Launen ab. Ich höre ihn hasserfüllt über böswillige Wanzen fabulieren, die ihm die Nacht zur schlaflosen Hölle gemacht haben. (Ein von meinen eigenen Reportage-Reisen vertrautes Gefühl.) So sitze ich neben ihm, wir zählen die Spinnen durch, nachdem sie ihre täglichen Stammplätze eingenommen haben, und ich erfahre von seinem Wunsch, sie zu züchten (als Fliegenvernichter).

Einiges von dem, was er beschreibt, würde ich garantiert übersehen. Roth sinniert über den Alltag der Menschen, die Gesellschaft, die Revolution (in seinen Augen nicht die, die sie hätte werden können). Durch ihn erspüre ich das osteuropäische, russische, ukrainische Leben. Dies ist keine Reiseerzählung der Landschaftsbeschreibungen und skizzierten Gepflogenheiten – es geht nicht ins Auge, sondern ans Gefühl. Dies ist eine poetische Reise, die über das bloße Aufnehmen hinausgeht: Sie lässt begreifen. Armut, fehlende Bildung, inneres Wissen, reaktionäre und revolutionäre Gedanken: Roth zeigt, wie durch genaue Beobachtung des Äußeren auf die inneren Wahrheiten zu schließen ist.

Joseph Roths Touren zwischen 1924 und 1928 wurden von Jan Bürger in diesem Buch zu einer großen Reise zusammengefügt. Letzterer ist quasi der Reiseveranstalter, der sicherstellt, dass alles passt, und daraus ein schönes Angebot macht. Eins, das ich gerne angenommen habe.

Was macht dieser Trip mit mir? Ich erlebe Joseph Roth als Reisenden, und als Verharrenden. Dieser Wechsel von Erleben und Verarbeiten ist es, was eine gute Reise für mich ausmacht. Und ganz nebenbei finde ich meine Auffassung einer anständigen Reportage bestätigt: das Verweben von Gesehenem und Erlebtem zu einer guten Erzählung. Für mich ist es also auch ein Trainingslager.

Aber nun sind Sie an der Reihe, kommen Sie einfach mit!

## I. Nachrichten aus dem Osten

### Ukrainomanie. Berlins neueste Mode.

Berlin, 13. Dezember.

Manchmal wird eine Nation modern. Griechen und Polen und Russen waren es eine Zeitlang. Nun sind es die Ukrainer.

Die Ukrainer, von denen man bei uns und im übrigen Westen nicht viel mehr weiß, als daß sie irgendwo zwischen Kaukasus und Karpathen wohnen, in einem Land, das Steppen und Sümpfe hat, daß die ukrainische Etappe, wegen der erhöhten Etappenzulage, eine verhältnismäßig angenehme war. Außerdem hat man die höchst unbestimmte Vorstellung von einem «ukrainischen Brotfrieden» dank dem politischen Dilettantismus eines österreichischen Kriegsdiplomaten. Im übrigen sind «Ukrainer» eines jener Völker, von denen man nicht bestimmt sagen kann, ob sie nur Menschenfresser oder gar auch Analphabeten sind. Ihrer Abstammung nach sicher «Russen und dergleichen», ihrem Glaubensbekenntnis nach urkatholische Heiden mit bartumwalltem Priestertum aus Gold, Myrrhen und Weihrauch.

Diese Operettenbegriffe von Land und Volk sind zu verführerisch. Die Polen sind schon zu verwestlicht, auch von den Griechen weiß man bereits Genaueres, seitdem Mitteleuropa

erfahren hat, daß auch griechische Könige von Affen gebissen werden können wie Filmschauspielerinnen. Rußland ist durch die zahlreichen deutschen Auswanderer und Kriegsgefangenen bereits ein heimischer Begriff, für Varieté und Operette also nicht mehr zu brauchen. Bleibt die «Ukraine».

Ein armer, aus Lublin (im ehemaligen Kongreßpolen) eingewanderter Jude eröffnet sich im Osten Berlins einen Zigarrenladen, schreibt auf ein Schild ein paar cyrillische Buchstaben und nennt seinen Laden einen «original-ukrainischen». In Kaffeehäusern tanzen Mädchen den neuesten amerikanischen Jazz und nennen ihn «ukrainischen Nationaltanz». Am modernsten aber sind die «ukrainischen» Pantomimen und Ballette.

Berlin schwelgt in groteskem Operetten-Ukrainertum. Jede Melodie von irgendwelcher slawischen Klangfarbe ist «ukrainisch». Zu dieser Mode haben freilich die echten Ukrainer selbst den Anlaß gegeben, und zwar durch den ukrainischen Sängerkorps, der hier, wie in mehreren europäischen Großstädten, einige Male mit riesengroßem Erfolg aufgetreten ist und der Konjunktur selbst einen «Tipp» gegeben hat, wie aus einem nationalen und politischen Begriff Geld zu machen wäre. Außerdem bewirken die Zustände im Osten Europas eine Auswanderung von Russen und Ukrainern und Polen nach dem Westen, wo sie alte «Ukrainer» sind, weil «ukrainisch» eben Mode geworden ist.

In den «ukrainischen» Balletten geht es demgemäß stark gemischt zu: ein bißchen tatarisch, ein bißchen russisch, ein wenig allerdings auch kosakisch. Schließlich ist es die Aufgabe der Varietéunternehmungen, denen diese Abhandlung gewidmet ist, zu unterhalten und nicht wissenschaftlich-ethnologische

Studien zu treiben. Aber man sollte Volkskunst nicht entstellen, schon gar nicht die Kunst eines augenblicklich wehrlosen Volkes, dem Bolschewisten und Polen die Heimat geraubt haben.

Im Eispalast, dessen Ballett vorzüglich geschult ist und in dem wirklich künstlerische Leistungen zustande kommen, werden «Die roten Schuhe», eine Ballettpantomime, getanzt. Es soll eine ukrainische Legende sein. Die Kulissenkirche im Hintergrund ist nicht ukrainisch (also griechisch-katholisch), sondern russisch, also orthodox. Die Heldin des Balletts trägt den russischen Kopfschmuck – Ukrainerinnen tragen nur Blumen im Haar, weiße Blusen mit blauroten Ornamenten an den Ärmeln und Rändern, niemals seidene, goldbetreßte Jacken. Tscherkesen haben nie in der Ukraine gelebt, sondern im Kaukasus. Die ukrainischen Bäuerinnen tragen kurze Stiefel, niemals weiße Tanzschuhe. Die Tänze sind mit Ausnahme eines sogenannten «Hoppaks» und einer «Kolomejka» russisch.

Die Geschichte des ukrainischen Kosakenhelden und Auführers Mazeppa, der, wie aus der Geschichte bekannt ist, vom polnischen König nackt auf den Rücken eines Pferdes gebunden und so ein paar Tage durch die ukrainische Steppe geschleppt wird, kann man in Sar[r]janis Zirkus sehen. Auch hier spielen russische Motive in ukrainische Nationalhistorie hinein. Ukrainische Geistliche sind griechisch-katholisch und tragen keine Popenbärte.

Das ukrainische Ballett Glazeroffs ist ukrainisch, tut aber noch ukrainischer und tanzt – mit Messern, wie Indianer tanzen. Es sind ganz famose Tänzer aus Kiew, die sich verpflichtet fühlen, den «wilden Mann» zu spielen vor einem westlichen Publikum, dem eine Kolomejka zu zahm ist für das hohe Entree.

Ukrainer haben in ihrem Leben nicht mit Messern im Munde getanzt.

Die ukrainische Volkskunst ist eine ganz eigene, mit stark ausgeprägten nationalen Kennzeichen, und hat weder mit der russischen noch mit der polnischen oder tatarischen etwas gemein. Interessant aber ist das Phänomen als solches: daß eine Nation, sobald sie ihre staatliche Selbständigkeit verliert, in den Operetten und Varietés zu herrschen beginnt.

Berlin, das Barometer westlicher Operettenmode, zeigt andauernd auf «Ukrainertum».

R-th.

*Neue Berliner Zeitung - 12 Uhr Blatt, 13. Dezember 1920*

## Die ukrainische Minderheit.

Lieber Freund,

während ich mich anschicke, Ihnen über das Volk der Ukrainer zu schreiben, habe ich den Klang seiner Lieder im Ohr und vor meinem Auge das Angesicht seiner Dörfer. Meine ständige Bemühung, Ihnen lieber eine statistische Tatsache als einen lyrischen Eindruck zu vermitteln und bei der Schilderung einer Stadt etwa über der Beschreibung ihrer Atmosphäre die Zahl ihrer Einwohner nicht zu vergessen, störte in diesem Fall der besondere Charakter einer Nation, die niemals dazu kommt, ihre eigenen Statistiken selbst anzulegen, sondern das Unglück hat, von Völkern, von denen sie regiert wird, gezählt, eingeteilt und überhaupt «behandelt» zu werden. In diesem Europa, in dem die möglichst große Selbständigkeit der Nationen das oberste Prinzip der Friedensschlüsse, Gebietsteilungen und Staaten Gründungen war, hätte es den europäischen und amerikanischen Kennern der Geographie nicht passieren dürfen, daß ein großes Volk von 30 Millionen in mehrere nationale Minderheiten zerschlagen, in verschiedenen Staaten weiterlebe. Zwingt man sich (wider sein besseres Wissen) zu jener naiven Anschauung, daß die Nationen in Europa in säuberlich voneinander getrennten Gebieten leben, wie auf Schachbrettern, so ist nicht einzusehen, weshalb man ein großes Volk einfach vergaß und weshalb man das Gebiet, auf dem es lebt, nicht zusammenzuschließen versuchte, sondern neuerlich aufteilte. Die Ukrainer,

die in Rußland, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien vorhanden sind, verdienten gewiß einen eigenen Staat, wie jedes ihrer Wirtsvölker. Aber sie kommen in den Lehrbüchern, aus denen die Weltaufteiler ihre Kenntnisse beziehen, weniger ausführlich vor als in der Natur – und das ist ihr Verhängnis.

Wie Sie wissen, gehört heute das größte geschlossene ukrainische Gebiet zum Verband der Sowjetstaaten. Ihre weitesten nationalen Freiheiten und Rechte haben die Ukrainer in Sowjet-Rußland, weil dort die nationale Autonomie der Minderheiten ein heiligstes Prestige-Gebot ist. In der polnischen Republik dagegen sind von allen nationalen Minderheiten – Weißrussen, Juden, Deutschen – die Ukrainer neben den Litauern die unzufriedensten. Der plötzlich nach einer jäh unterbrochenen Entwicklung wiedererstandene polnische Staat versuchte automatisch (und jedenfalls mehr aus einer Reaktion gegen das eben überwundene Unglück als aus einer natürlichen Veranlagung, die man ihm vorwirft), sich als einen Nationalstaat zu betrachten und danach seine Minderheiten zu behandeln. Er, der erst vor zehn Jahren entstanden war, muß langsam die Entwicklung nachholen, die andere Staaten in den letzten 50 Jahren gemacht haben.

Die Ukrainer begrüßten ihn nicht freundlich. Ihre vollendete Niederlage in Ostgalizien, das Unverständnis, dem ihre Vertreter bei den Siegerstaaten begegneten, bestimmten ihr feindseliges, zumindest mißtrauisches Verhalten gegen den polnischen Staat seit dem ersten Tag seiner Entstehung. Es hat sich bis heute nicht geändert. Das Verhältnis zwischen Ukrainern und Polen wird heute gestört: durch eine aktive Propaganda der Sowjets und noch mehr durch eine Art passiver Vorbildlichkeit. Denn selbst der dümmste ukrainische Bauer bedarf nicht erst eines sowjetrus-

sischen Agitators, um jenseits der nahen Grenze die vollkommene und beinahe übertriebene nationale Autonomie zu sehen, deren sich die Sowjet-Ukrainer bedienen dürfen. Schließlich kommt noch ein soziales Moment hinzu: die große Masse der ukrainischen Landbevölkerung bilden kleine und arme Bauern, die von polnischen Grundbesitzern abhängig sind. Vielleicht würde den kleinen Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, die Frage der ukrainischen Universität gar nicht bekümmern, wenn er nicht wüßte, daß Schulen und Universität ihm von jener Seite verweigert werden, die er die «herrschaftliche» nennt. Nur durch die materielle Abhängigkeit der Bauern von den polnischen Besitzern kam es zu dieser überraschenden Popularisierung der national-ukrainischen Idee, deren Träger und Verbreiter noch vor ein paar Jahrzehnten eine geringe Schicht Intellektueller gewesen war.

Eigentlich gehörte sie einer anderen Welt an als die geführten Bauernmassen – und wenn nicht einer anderen Welt, so doch einer anderen Interessensphäre. Ein Teil der Intellektuellen erlag der zaristischen allrussischen Propaganda gegen Österreich, nannte sich «russophil» und vermochte eine große Anzahl der Bauern für Rußland zu gewinnen. Diese «Russophilen» sind heute im Aussterben begriffen. Denn immer – und heute wie vor dem Krieg – werden die Tendenzen und Strömungen in den außerrussischen Teilen der ukrainischen Nation von Rußland bestimmt. Als der Zar noch regierte und keine Ukrainer, sondern nur «Klein-Russen» kennen wollte, neigten Teile der österreichischen Ukrainer zum Zarentum, zum orthodoxen Glauben und zum Russentum. Heute, da die Sowjets regieren und die ukrainische Nation anerkennen, neigen Teile der polnischen Ukrainer zum Kommunismus.

Darüber täuscht die politische Parteinagruppierung der Ukrainer in Polen auch nicht hinweg. Charakteristischer als die große bürgerliche Partei der nationalen Ukrainer, die «Undo» und als die noch bedeutendere Partei der «ukrainischen Radikalsozialisten» scheinen mir die Vorgänge zu sein, die ich selbst beobachten durfte und ich Ihnen zusammenfassend etwa so formulieren würde: Ein großer Teil der ukrainischen intellektuellen Jugend sympathisiert mit Sowjetrußland und dem Kommunismus. Aus ihren Reihen rekrutieren sich die fleißigsten Agitatoren, die bei den armen Bauern williges Gehör finden. Allmählich und ständig wächst die Zahl der sowjetfreundlichen ukrainischen Bauern, die nur von einer sozialen Revolution eine nationale Befreiung erhoffen und denen beides gleich erstrebenswert erscheint. Die vielen Hochverratsprozesse, die der polnische Staat gegen Ukrainer inszeniert, können nur noch die bürgerlichen Teile der ukrainischen Nation ebenfalls für Sowjetrußland gewinnen.

Ich hoffe, lieber Freund, daß Sie mir bis hierher gefolgt sind, ohne ungeduldig geworden zu sein. Die Gewissenlosigkeit, die ich haben müßte, um Ihnen in einigen Zügen den sogenannten «Nationalcharakter» der Ukrainer zu schildern, besitze ich nicht. Nur der Vollständigkeit halber – und ohne seine Meinung zu teilen – übermittle ich Ihnen hier, was mir ein polnischer Freund über die Ukrainer gesagt hat. Er nannte sie: dickköpfig, harthörig und grob. Von ihren intellektuellen Führern und Politikern behauptete er, sie hätten die «falsche Eleganz von Provinzphotographen» und «die unelastische Charakterstärke halbgebildeter Fanatiker». Ähnliche Urteile hörte ich oft, wenn auch nicht so scharf und höhnisch formulierte.

Was ich selbst von den Ukrainern weiß? Nicht sehr viel: Ich erinnere mich an einen griechisch-katholischen Feiertag im Sommer. Auf dem Hügel über dem Dorf leuchtete die weiße Kirche, von einem grünen Friedhof umgeben. Auf ihrer Kuppel aus grauem Blech glänzte ein goldenes Kreuz. Man konnte, wenn man die Hand über die Augen hielt, die große Glocke in der Mitte des Glockenstuhls schwingen sehen und links und rechts von ihr die zwei kleinen. Auf den tiefen, dichten und dicken Strohdächern der niedrigen Hütten lag die Sonne wie in mehreren Schichten, ein Haufen aufgebetteter Sonne. Stand man vor dem Eingang zur Kirche, so sah man rings im flachen Land die vielen geraden und gewundenen Straßen und in der Ferne ein zweites Dorf und dann noch ein drittes. Aus allen Dörfern – in denen es keine Kirche gab – strömten die Menschen herbei. Die Bäuerinnen trugen grüne, rote und weiße Schürzen über weißen Kleidern und die Bauern große gelbe Strohhüte, weiße Hemden und schwarze Stiefel mit kurzen Schäften. Die Bäuerinnen trugen hohe Schnürstiefel an den Senkeln zusammengebunden über der Schulter und gingen barfuß. Die ganze Welt war voller Licht, der blaue Himmel ging in einer ganz weiten Ferne in einen schmalen silbernen Streifen über, mit dem er rings um die Erde geschmiedet zu sein schien. Alles war klar, es gab kein Geheimnis in der Welt, keine zweideutige Farbe, keine Ahnung. Sogar die Bettler vor der Kirche steckten in scharf konturierten Lumpen aus einem selbstverständlichen Braun, und die Krüppel, denen Beine und Arme fehlten, waren nicht wie Verstümmelte, sondern in ihrer Mangelhaftigkeit Vollkommene.

Ich behalte dieses Bild in der Erinnerung, wie unter einer glä-



sernen Decke, und glaube, daß es charakteristisch ist für das simple ukrainische Land. Wäre ich jetzt bei Ihnen, ich versuchte, Ihnen ein ukrainisches Lied vorzusingen. Diese Lieder sind die schönsten, die ich im Osten Europas gehört habe. Sie sind so einfache Äußerungen der Natur und des täglichen Lebens wie Gras auf einer Wiese und ein junges Mädchen, das eine Sichel trägt. Ebenso einfach wie die zackigen bunten Muster an den Kragen und Manschetten der Hemdblusen, die das Volk trägt und in denen ein tiefes, fast bräunliches Rot mit einem ganz dunklen Gewitterwolken-Blau abwechselt.

Einen ukrainischen Bauer behalte ich im Gedächtnis, der noch nie eine Eisenbahn gesehn hatte und der mir einmal sagte: «Zu Fuß komme ich später an als Sie mit der Eisenbahn, aber ich will ja auch gar nicht dorthin, wo Sie ankommen wollen.» Er hatte ein winziges Gesicht aus braunem Leder. Seine Augen verbarg er, wenn er sprach, unter den Lidern, als wäre es ihm zu verschwenderisch erschienen, zu sprechen und auch noch zu schauen.

Erklären Sie sich, lieber Freund, aus diesen Brocken den «Charakter des Volkes», wenn Sie Lust haben. Es ist von der Zivilisation weiter entfernt als seit der Revolution das russische und als (seit jeher) das polnische. Es ist unwissend, arm, zerschnitten und schön.

Ich werde Ihnen bei einer anderen Gelegenheit von seiner Literatur berichten.

Ihr ergebener

Joseph Roth.

*Sechste Folge der achteiligen Serie «Briefe aus Polen»,  
Frankfurter Zeitung, 12. August 1928*

## Lemberg, die Stadt.

Es ist eine große Vermessenheit, Städte beschreiben zu wollen. Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit, jede hat mehr Zeit, als ein Berichterstatter, als ein Mensch, als eine Gruppe, als eine Nation. Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben. Geburt, Leben und Tod einer Stadt hängen von vielen Gesetzen ab, die man in kein Schema bringen kann, die keine Regel zulassen. Es sind Ausnahmsgesetze.

Ich könnte Häuser beschreiben, Straßenzüge, Plätze, Kirchen, Fassaden, Portale, Parkanlagen, Familien, Baustile, Einwohnergruppen, Behörden und Denkmäler. Das ergäbe ebensowenig das Wesen einer Stadt, wie die Angabe einer bestimmten Anzahl von Celsiusgraden die Temperatur eines Landstriches vorstellbar macht. (In Berlin friert man schon bei plus 15 Grad Celsius.) Man müßte die Fähigkeit haben, die Farbe, den Duft, die Dichtigkeit, die Freundlichkeit der Luft mit Worten auszudrücken; das, was man aus Mangel einer treffenden Bezeichnung mit dem wissenschaftlichen Begriff: «Atmosphäre» ausdrücken muß. Es gibt Städte, in denen es nach Sauerkraut riecht. Dagegen hilft kein Barock. Ich kam an einem Sonntagabend in eine kleine ostgalizische Stadt. Sie hatte eine Hauptstraße mit ganz gleichgül-